

Vortrag am 13.10.1999 zur ersten Immatrikulationsfeier der Universität Erfurt

Dieter Langewiesche

Universitätsstudium im Wandel

Liebe Studentinnen und Studenten, meine Damen und Herren,

heute in Deutschland ein Studium zu beginnen, mag gewagt erscheinen. Denn kaum etwas ist in der deutschen Öffentlichkeit gegenwärtig so wohlfeil, wie die Kritik an den eigenen Universitäten. Drei Kritikpunkte stehen im Zentrum; von ihnen will ich ausgehen, um zu fragen: Ist das neu, was da angeprangert wird? Was sagt die Geschichte dazu? Gibt uns eine historische Betrachtung über den Wandel des Universitätsstudiums Orientierungspunkte, wie die heutige Kritik einzuschätzen ist? Und wie reagiert die Universität, in der Sie jetzt Ihr Studium beginnen, auf diese Kritik? Welche Antworten versucht die wieder gegründete Universität Erfurt zu geben - Antworten, die Ihr Studium prägen werden.

Die gängige Kritik am heutigen Zustand des Universitätsstudiums in Deutschland läßt sich in drei Punkten knapp bündeln:

1. Das Studium sei zu berufsfern. Das alte Ideal einer wissenschaftlichen Ausbildung werde an den deutschen Universitäten unverändert fortgeschleppt, obwohl doch die große Mehrzahl unserer Studenten nicht Wissenschaftler werden wollen. Eine Ausbildungsfehlinvestition, meinen viele Kritiker, auf Kosten junger Menschen und - der Steuerzahler.
2. Zementiert werde diese Praxisferne durch das zähe Festhalten am Ideal der Einheit von Forschung und Lehre. Längst zur Fiktion geworden, bestimme dieses Hum

boldtsche Ideal weiterhin das Selbstverständnis der deutschen Universität und blockiere Reformen - eine Lebenslüge der Professoren, die sich nicht eingestehen wollen, daß die Ausbildungsuniversität längst die Forschungsuniversität abgelöst habe.

3. Das Studium ziele nicht nur in die falsche Richtung, jedenfalls für die Mehrheit der Studenten; diese schlechte Ausbildung daure auch noch viel zu lange. Die deutschen Universitäten schicken also, so können wir diese Kritik scharf auf den Punkt bringen, sie schicken die meisten Studenten auf einen falschen Weg, und den ziehen sie unverantwortlich in die Länge.

Keine erbauliche Begrüßung für Sie, die Sie heute Ihr Studium beginnen. Aber es ist für uns alle besser sich mit dieser Kritik offen auseinanderzusetzen, besser als sie zwischen Grußworten, Blumenschmuck und Musik verschwinden zu lassen.

Diese drei Kritikpunkte will ich historisch befragen und auf das Reformprogramm unserer Universität beziehen. Ich beginne mit einer Feststellung, die sich nicht einfügen will in die geläufigen Krisendiagnosen, die ich Ihnen gerade in Erinnerung gerufen habe.

Für die Geisteswissenschaften und in begrenzterem Maße auch für die Sozialwissenschaften, also in den Fächern, die in unserer Universität vertreten sein werden, für sie ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten, plötzlich, ohne Vorwarnung, der gewohnte Arbeitsmarkt weitgehend zusammengebrochen. In der jüngeren deutschen Geschichte - damit meine ich die letzten beiden Jahrhunderte, also die Zeit, in der die moderne Universität entstanden ist, die Ausbildungs- und zugleich Forschungsuniversität - in diesen fast 200 Jahren hat es für die Geisteswissenschaften nie einen ähnlich dramatischen Strukturbruch gegeben wie in letzten beiden Jahrzehnten.

Was bedeutet dies für die künftige Gestalt der Universität, wie wir sie erproben wollen, gemeinsam mit Ihnen, die Sie nun Ihr Studium beginnen.

Die geisteswissenschaftlichen Fächer mit den höchsten Studentenzahlen hatten in Deutschland traditionell, seit ihren Anfängen, für den Staatsdienst ausgebildet, insbesondere für die höheren Schulen. Darauf waren alle eingestellt. Im großen und ganzen ein verlässlicher Arbeitsmarkt, auf den hin ausgebildet wurde. Er gab das Ziel des Studiums vor, und die Wege dahin. Diese Tradition brach, wie gesagt, in Westdeutschland in den letzten beiden Jahrzehnten zusammen, binnen weniger Jahren. Es entstanden Bedingungen, die heute in ganz Deutschland gelten. 1980 stellten die westdeutschen Länder immerhin noch fast 61 % derer, die ein Staatsexamen abgelegt hatten, in den Schuldienst ein. Sechs Jahre später waren es nur noch 19 %.¹

Die Studenten der geisteswissenschaftlichen Fächer reagierten auf den unerwartet wegbrechenden traditionellen Arbeitsmarktes rasch, flexibel, unaufgeregt. Wir erkennen das an dem völligen Wechsel des Verhältnisses von Staatsexamensstudiengängen zu Magisterstudiengängen - ein Zeichen für den Abschied unserer Studenten vom traditionellen Arbeitsmarkt, auf den sich die Studentengenerationen vor ihnen hatten verlassen können.

Wir sollten dieses Umschalten nicht als selbstverständlich ansehen. Die Wissenschaftspolitik hat zu dieser erstaunlichen Anpassungsleistung nichts beigetragen. Sie ist in allererster Linie ein Erfolg unserer Studierenden und unserer Absolventen. In der Permanenz der Krisenrufe über die vermeintliche Unfähigkeit der deutschen Universität und insbesondere der Geisteswissenschaften, sich auf die neuen gesellschaftlichen Bedingungen einzustellen, wird diese außerordentliche Anpassungsleistung ihrer Ab

solventen überhaupt nicht bedacht. Obwohl doch deren Reaktion auf eine der tiefsten Zäsuren in der Geschichte der modernen Universität und der akademischen Berufe absolut ungewöhnlich ist in unserer Gesellschaft. Sie gründeten keine Interessenorganisationen zur Verteidigung des angestammten Besitzstandes, riefen nicht nach Erhaltungssubventionen. Sie erschlossen sich vielmehr neue Berufsfelder. Sie taten und tuns dies individuell und geräuschlos. Deshalb bemerkt es unsere Gesellschaft nicht, die sich daran gewöhnt hat, nur denen zuzuhören, die laut auftrumpfen. Kurz und provokativ gesagt: Auf den Zusammenbruch eines seit 200 Jahren eingespielten staatlichen Arbeitsmarktes für die moderne Universität haben unsere geistes- und sozialwissenschaftlichen Absolventen reagiert als praktizierende Marktwirtschaftler. Sie haben sich ohne Subventionsruf dem Markt angepaßt. Das kann man nicht von vielen Gruppen unserer Gesellschaft sagen. Wie erfolgreich sie dabei waren, kann man vielen Untersuchungen entnehmen. Man muß sie nur lesen.

Worauf ist diese erstaunliche Fähigkeit zurückzuführen? Was folgt daraus für die Überlegungen zur Reform des Universitätsstudiums - generell und bei uns in Erfurt?

Möglich war dieser Erfolg nur, weil die geisteswissenschaftlichen Fächer forschendes Lernen einüben - nach wie vor, ja, stärker als früher, auch wenn die Nostalgie des öffentlichen Wehklagens das Gegenteil behauptet. Das Studium in diesen Fächern zielt nicht darauf, einen festen Kanon an gesichertem Wissen zu vermitteln, sondern auf methodische Schulung, um offene Fragen selbständig erkennen und beantworten zu können. Im Studium das Instrumentarium zu erlernen, sich immer aufs neue mit ungelösten Problemen auseinandersetzen zu können, ist die beste Berufsvorbereitung in

einer Zeit, die überliefertes Wissen schneller als je zuvor entwertet. Für Fächer, die keine bestimmten Berufe bedienen können, ist es die einzige Möglichkeit, Berufsqualifikationen zu vermitteln. Die Verbindung von Lehre und Forschung zu verteidigen, ist deshalb kein nostalgischer Abwehrkampf antiquierter Professoren, die sich hinter dem Schutzschild 'Humboldt' verkriechen. Forschendes Lernen befähigt zum lebenslangen Lernen. So sehen es auch die Absolventen. Untersuchungen bestätigen es.

Die Fähigkeit dazu vermittelt die Universität, indem sie zu wissenschaftlichem Denken erzieht, erworben durch forschendes Lernen. Dieses Ausbildungsprinzip, das wir gewohnt sind, mit dem Namen Humboldt zu verbinden, ist nicht überholt, sondern aktueller denn je. Ausbildungsuniversität und Forschungsuniversität sind keine Gegensätze und dürfen es nicht werden. Beides zusammenzuführen sollten Sie von Ihrer Universitätsausbildung verlangen. Die Konzeption unserer Universität zielt darauf.

Wir stellen uns hier in eine Tradition, die kein historischer Ballast geworden ist, sondern ihren Praxistest unter den neuen, dramatisch veränderten Arbeitsmarktbedingungen für Geistes- und Sozialwissenschaftler einigermaßen bestanden hat - mehr als ein *einigermaßen* zu erwarten, wäre völlig unrealistisch. Um diese Leistungskraft zu erhalten, muß sich allerdings einiges verändern. Drei Bereiche möchte ich Ihnen kurz vorstellen, in historischer Perspektive, aber mit Blick auf heute..

Studentische Lebensformen und deren Wandel - als erster Bereich, den ich in einigen Schlaglichtern beleuchten will. Die moderne Universität umfaßt nur eine recht kurze Zeitspanne in der langen Geschichte der europäischen Universität - nur rund zwei

Jahrhunderte, also seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Seit damals haben sich die studentischen Lebensformen völlig verändert. Nie zuvor verlief studentisches Leben so unauffällig, so eingepaßt in die Lebensformen der Bevölkerungsmehrheit wie in unserer Zeit. Student sein hieß früher, anders leben als die übrige Bevölkerung, sichtbar getrennt von ihr, aber hochgradig organisiert, man folgte anderen Verhaltensnormen, mit eigenen Ritualen, man war auch einer gesonderten Gerichtsbarkeit unterworfen. Im Universitätskarzer gesessen zu haben, gehörte zum Ehrenkodex des Studenten. Man trat auf Zeit aus der Normalgesellschaft heraus, und diese akzeptierte das, ja, erwartete es. Die Studenten, so schreibt Robert von Mohl 1869, „leben in grosser, individueller Freiheit, jeder nach Mitteln und Laune.“ Vieles habe sich schon geändert, dennoch, fährt er fort, „bilden die Studirenden doch immer noch eine abgesonderte Klasse, zum Theile nach dem Gesetze, mehr noch nach der Sitte, und zwar unter sich vielfach in freiwillige Gesellschaften getheilt, mit buntem phantastischem Aeusseren, mancherlei auffallendem Auftreten und nicht selten auch mit störender Anmassung.“²

Man lebte unangepaßt, solange man Student war. Als Gruppe allerdings verhielt man sich sehr konform. „Im ersten Jahre [so lesen wir in den Erinnerungen Carl Vogts von 1896, ein berühmter Naturwissenschaftler und politisch kampfesfreudiger demokratischer Professor] im ersten Jahre machte ich alle zum Studentenleben auf deutschen Universitäten gehörende Dinge gründlich und eifrig mit, als da sind: Pauken [damit meinte er nicht lernen, sondern sich auf dem Paukboden, dem Fechtboden schlagen], Kneipen [so fuhr er fort], Renommieren, Krakehlen und Disputieren in angemessenem Tabaksqualm“ - kurz, alles was der Normalbürger, der man selber bald sein würde, zu unterlassen hatte.

Studium und bürgerlicher Alltag, Studium und Berufsleben waren strikt voneinander getrennt. Wer studierte, trat in eine andere Welt ein; man verließ sie erst, sobald das Studium beendet war. Das blieb in Deutschland so bis zum Ersten Weltkrieg. Er markiert eine der tiefsten Zäsuren in der Geschichte studentischen Lebens. Nun setzte etwas Neues, bis dahin Unbekanntes ein - heute ist es für die Mehrheit der deutschen Studenten längst normal geworden: Es wird gejobbt, um das Studium zu finanzieren oder sich einen Lebensstandard leisten zu können, der sonst nicht möglich wäre. In der Weimarer Republik sprach man vom Werkstudenten. Eine neuer Begriff damals für eine Minderheit, heute, da sie zur Mehrheit geworden ist, haben wir kein eigenes Wort mehr dafür.

Die Verhältnisse haben sich also seit den zwanziger Jahren völlig verkehrt. Und seit wenigen Jahren ist schließlich etwas weiteres hinzugekommen, was es zuvor nie gegeben hatte: Das Ende des Studiums löst sich auf - an die Stelle einer klaren Grenzlinie, die mit dem Abschlußexamen überschritten wird, tritt für viele ein gleitender Übergang vom Studium in den Beruf. Das ist historisch neu. Die Jahrhunderte einer Sonderwelt des Studiums scheinen endgültig vorbei zu sein. Unsere Gesellschaft hat das noch kaum begriffen. Sie tut immer noch so, als sei das Studium eine klar umgrenzte Lebensphase, in der jeder Student nur die eine Aufgabe habe - studieren. Eine repräsentative Untersuchung von 1993 ergab jedoch, daß 28 % aller Studenten an deutschen Hochschulen sich als Teilzeitstudenten verstanden, 5 % sogar nur als sogenannte Nebenherstudenten. Das sind diejenigen, deren Lebensmitte außerhalb der Hochschule liegt. Mit steigenden Semesterzahlen sinkt die Quote der Vollzeitstudenten.³

In Erfurt versuchen wir, die Fiktion, jeder Student sei ein Vollstudent, zu korrigieren. Unsere Grundordnung bietet Ihnen die Möglichkeit, Ihren Status selber festzulegen. Wenn Sie zum Beispiel nur 50 Prozent der Studienleistungen, die pro Semester vorgeschrieben sind, erbringen können oder wollen, so erlaubt unsere Grundordnung, das Semester auch nur zur Hälfte zu zählen. Leider ist unsere Gesellschaft auf einen solchen Realismus, ein Teilzeitstudium auch Teilzeitstudium zu nennen, noch nicht vorbereitet. Sie müssen also mit Schwierigkeiten rechnen, wenn Sie dieses Angebot nutzen wollen. Das gilt vor allem für diejenigen von Ihnen, die ein Stipendium beantragen. Geben Sie nicht auf, wenn man Ihnen sagt, Teilzeitstudium und Stipendium - das gehe nicht. Sprechen Sie uns an, damit wir Sie unterstützen können, verweisen Sie unwillige Stipendienggeber auf unsere Grundordnung, die staatlich genehmigt ist, helfen Sie mit, überholte Ordnungen an die neue Wirklichkeit Ihrer Lebens- und Studienverhältnisse anzupassen.

Neu ist für Deutschland auch, daß sich eine gesamte Universität mit all ihren Fächern auf ein studienbegleitendes Prüfungssystem festlegt - ein tiefer Einschnitt in die deutsche Universitätstradition! In historischer Perspektive birgt dieser Einschnitt durchaus Probleme. Deshalb will ich sie offen ansprechen. Wir scheren damit aus einer Tradition aus, die im 19. Jahrhundert zum Kanon studentischer Freiheitsforderungen zählte. Erst die achtundvierziger Revolution, die im vergangenen Jahr so ausführlich gefeiert, hat sie verwirklicht. Den Studienerfolg erst am Schluß des Studiums zu prüfen galt als die Kehrseite der Lernfreiheit, die damals von den Studenten und auch von den mei

sten Dozenten gefordert wurde. Radikale Reformer wie der schon zitierte Carl Vogt verlangten völlige Freiheit der Studenten von Lehrplänen und Semesterprüfungen. Nur so, meinten sie, ließe sich erstens der Staatseinfluß auf die Universitäten brechen, zweitens innerhalb der Universität die Freiheit des Studiums verwirklichen und drittens zwischen den Universitäten Konkurrenz erzeugen. Das Endexamen, so hofften die Reformer, werde einen freien Bildungsmarkt ermöglichen, werde diejenigen Professoren, die wissenschaftlich nicht konkurrenzfähig sind, entmachten, ebenso die Langweiler. Vogt nannte sie die „Drehorgler der Wissenschaft“. Er dachte sogar über eine „Aktienuniversität“ nach - seine Formulierung, um die Universitäten nicht vollends zu staatlichen „Abrichtungsanstalten“ werden zu lassen.⁴ Heute würden wir von Hochschulautonomie und Deregulierung sprechen. Das Wort ist neu, die Forderung ist alt. Zu ihr gehörte auch das Endexamen - als Voraussetzung, so glaubte man, für ein freies Studium, für Konkurrenz der Hochschullehrer und der Universitäten untereinander. Wir haben es in Erfurt beseitigt - jedenfalls in der ersten sechssemestrigen Studienphase bis zum Bakkalaureat. Warum?

Als Stichworte einer Begründung für diesen tiefen Eingriff in die historische Tradition nenne ich: eine stärkere Gliederung des Studiums, verbunden mit einer Konzentration der Studieninhalte auf die theoretisch-methodischen Grundlagen der Fächer, um trotz der Verkürzung der Studienzeiten, die wir anstreben, das Prinzip des forschenden Lernens nicht zu gefährden. Das studienbegleitende Prüfungssystem erzwingt von den Fakultäten, Semester für Semester sicherzustellen, daß ihre Studienordnungen tatsächlich innerhalb der vorgesehenen Studienzeiten studierbar sind. Die Universität übernimmt hier eine Verantwortung, die sie bisher gewohnt war, individuell den Studenten

aufzuladen. Auch die Internationalisierung des Studiums, den leichteren Wechsel an eine ausländische Universität und umgekehrt, soll diese Reform fördern.

Generell wird man sagen dürfen: Was man sich im 19. Jahrhundert vom Endexamen erhofft und in hohem Maße auch erreicht hatte, verkehrt sich inzwischen ins Gegenteil. Es erschwert die Differenzierung der Studienabschlüsse, hemmt die Universitäten, sich ein klares Profil zu geben und damit zur Konkurrenz zwischen ihnen beizutragen, und es schafft Probleme beim internationalen Austausch von Studenten. Die Verkürzung der Studienzeiten ist ein weiteres Argument, aber nicht das einzige, zumal die gängigen Statistiken ohnehin meist wenig aussagekräftig sind. Beim internationalen Vergleich mißachten sie in aller Regel die gänzlich unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen, in die das Studium eingebettet ist, und der Vergleich mit der eigenen Vergangenheit fällt ebenfalls meist schief auch. Das Studium dauerte nämlich auch früher erheblich länger als es die heutigen Dauerklagen über zu lange Studienzeiten an deutschen Universitäten wahrhaben wollen. Um 1900, zu einer Zeit also, als die deutsche Universität auf dem Gipfel ihrer Weltgeltung stand, studierten angehende Gymnasiallehrer bis zum Staatsexamen 9 bis 10 Semester; Juristen mußten zwar nur 7 Semester zu studieren - offensichtlich ein besonders einfaches Studium, sie brauchten aber im Durchschnitt 11 bis 12 Semester; und immerhin 40 % der Erstsemester unter den Jurastudenten gaben vor dem Examen auf. Bei den evangelischen und katholischen Theologen brachen zwischen 30 und 40 % ihr Studium ab.⁵ Sie sehen, nicht alles, was aufs Schuldkonto der heutigen Universität in Deutschland gebucht wird, ist neu. Dennoch sollte man es zu ändern suchen. Unsere Abkehr vom Endexamen gehört dazu.

Schließlich will ich noch einen letzten Reformbereich ansprechen, mit dem wir neues wagen: das Studium Fundamentale. Vergleichbares gibt es meines Wissens an deutschen Universitäten nicht. Ein Studium Fundamentale im Umfang eines Nebenfachs bis zum Bakkalaureat vorzuschreiben - als Pflicht für Studierende wie für Lehrende - das ist ein Wagnis. Es ist wohl nicht überzogen, von einem revolutionären Schritt zu sprechen - aber nur im Vergleich zum Bestehenden, nicht in historischer Perspektive. Als seit dem späten 18. Jahrhundert die moderne Universität zu entstehen begann, da verschwand in diesem Entwicklungsprozeß, der noch heute andauert, die alte Hierarchie der Fächer. An die Stelle des zeitlichen Nacheinander im Studium, erst die *artes liberales*, dann darauf aufbauend Theologie, Jura oder Medizin, an die Stelle dieses hierarchischen Nacheinander trat das gleichberechtigte Nebeneinander aller Fächer. Daraus ging eine grundstürzende Neuorientierung der gesamten Universität hervor. Sie vermittelte keine fächerübergreifenden gemeinsamen Grundlagen mehr - diese Aufgabe übernahm Schritt für Schritt das neue Gymnasium. Die Universität fühlte sich nur mehr für die speziellen Wissenschaften zuständig. Damit begann ein permanenter Prozeß der Spezialisierung durch Forschung, und dieser Prozeß prägt seitdem die moderne Universität. Er ist unaufhaltsam. Wer ihn aus der Universität herausnehmen wollte, würde sie als Forschungsuniversität zerstören. Aber daraus sollten wir nicht das Verbot ableiten, darüber nachzudenken, ob und wie Querverbindungen zwischen den Fächern eingerichtet und auf Dauer gestellt werden können. Die deutsche Universität des 19. Jahrhunderts und auch noch des frühen 20. hatte dies durchaus versucht. Erst danach wurde es still aufgegeben. Wir wollen diese Versuche wieder aufnehmen und in veränderter Gestalt zu einem Markenzeichen der Universität Erfurt machen.

Die Grundidee des Studiums Fundamentale steht in einer Tradition von Diskussionsanstößen, die darauf zielten, den Prozeß der ständigen Spezialisierung der Forschung nicht ungebrochen in der Lehre fortzusetzen. Wer Erinnerungen an das Studium auf deutschen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert liest, kann gar nicht darüber hinwegsehen, wie wichtig den Studenten damals jene Lehrveranstaltungen waren, in denen man einen Vorläufer zu unserer Idee eines Studiums Fundamentale erkennen kann. Sie empfanden diese Veranstaltungen, die nicht aus ihrem engeren Studiengebiet stammten, als prägend für ihr gesamtes Studium, und darüber hinaus. Früher hätte man sich nicht gescheut, vom Bildungserlebnis zu sprechen - Felix Dahn zum Beispiel. Er hatte um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zunächst in München und dann in Berlin studiert. Er bedauerte die Kommilitonen, die nur auf Berlin angewiesen waren. Denn dort mußte man nicht wie in Bayern noch zu Beginn unseres Jahrhunderts einen beträchtlichen Teil seines Studiums in Fächern jenseits der eigenen Fächerwahl zubringen. Diesem allgemeinen Studium abseits des Speziellen verdanke er seine akademische Prägung.⁶ Ein anderer, der ebenfalls Universitäten mit und ohne Studium Fundamentale vergleichen konnte, preist es als Schutz, abzusinken zum bloßen „Fachfexen“. Heute würde man vom Fachidioten sprechen.

Damals blieb es den Studenten überlassen, sich dieses Studienprogramm abseits der Spezialfächer selber zusammenzustellen, ohne Anleitung, ohne Hilfen. Wir dagegen wollen ein Studium Fundamentale anbieten, das die fächerübergreifende Integrationsleistung nicht dem einzelnen Studenten aufbürdet - das wäre heutzutage eine Überforderung, und war es wohl auch damals schon. Diese Integrationsaufgabe müssen viel

mehr die Dozenten erfüllen, indem sie gemeinsam aus der Perspektive unterschiedlicher Fächer ein bestimmtes Thema behandeln. Und dies nicht als schöne Kür ab und zu, sondern als dauerhafte Pflicht, die hoffentlich zum Kürvergnügen werden wird.

Auch die zweite Säule unseres Studiums Fundamentale, die ästhetische Schulung, die wir dank der Künstler an der Pädagogischen Hochschule und eines *artist in residence* anzubieten vermögen, kann durchaus an Vorläufer anknüpfen. Denn die Universitäten, auch die modernen Forschungsuniversitäten waren früher, auch in Deutschland, keineswegs blind gewesen für diese Seite akademischer Bildung. Sie verfiel erst, als die Universitäten meinten, nur noch für das Studium spezieller Fächer zuständig zu sein.

Mit dem Studium Fundamentale übernimmt die Universität Erfurt eine Verantwortung, derer sich die deutschen Universitäten in ihrer Gesamtheit erst in unserem Jahrhundert entzogen haben. Es ist eine schwere Aufgabe, zweifellos, aber eine lohnende. Wenn sie gelingt, kann die Universität ein neues Selbstverständnis gewinnen, das an alte Bildungstraditionen anknüpft und sie neu füllt. Eine Aufgabe, die beide Seiten fordert - Dozenten und Studenten. Deshalb bitten wir Sie, die Sie heute Ihr Studium bei uns beginnen: Gestalten Sie mit! noch ist alles formbar. Wir werden von Beginn an das Studium insgesamt und gerade auch das Studium Fundamentale intern und extern überprüfen lassen, um zu sehen, was sich bewährt und was geändert werden sollte. Mischen Sie sich ein in diesen offenen Reformprozeß! Willkommen an Ihrer Universität.

¹ Die Zahlen sind leicht zugänglich bei Peter Weingart u.a.: Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987, Frankfurt/M 1991

² Robert von Mohl, Politik, Bd. 2., Tübingen 1869, S. 118.

³ Ewald Berning, Ulrike Kunkel, Götz Schindler, Teilzeitstudenten und Teilzeitstudium an den Hochschulen in Deutschland, München 1996

⁴ Karl Vogts 1848 anonym erschienener Artikel ist abgedruckt bei Eberhard Sieber(Hg.), Dokumente zur gescheiterten Tübinger Universitätsreform in der Revolution von 1848/49, Tübingen 1977, S. 120-126.

⁵ Die genauesten Zahlen bietet Martin Biastoch: Tübinger Studenten im Kaiserreich, Sigmaringen 1996, S. 78-80.

⁶ Rüdiger vom Bruch, Rainer A. Müller (Hg.): Erlebte und gelebte Universität. Die Universität München im 19. und 20. Jahrhundert, Pfaffenhofen 1986, S. 103ff.